

(Nachdruck verboten.)

## Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Diebig.

46]

Und die Hände wie abtittend gegen Frida hebend, sagte Käte in einem jammervollen Ton: „Aber wissen Sie denn gar nicht, haben Sie denn gar keine Ahnung, wo er hin sein könnte? Gestern waren es zwei Tage, daß er fort ist — verschwunden — ganz verschwunden, seine Wirtin weiß nicht, wohin!“

„Ganz fort — seit zwei Tagen schon?“ Frida riß die Augen weit auf.

„Ach sagte es Ihnen ja schon — darum frage ich Sie ja — er ist fort, ganz fort!“

Eine wilde Ungebuld kam über die Mutter, und zugleich die ganze Erkenntnis ihrer peinvollen Lage, sie schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte laut auf.

Mutter und Tochter Lämke wechselten mitleidsvolle Blicke. Frida wurde blaß und rot, es war, als ob sich ihr etwas auf die Lippen drängen wollte, aber sie schwieg doch.

„Schlecht ist er aber doch nicht, nee, schlecht ist er nicht,“ flüsterte Frau Lämke.

„Wer sagt, daß er schlecht ist?“ Käte fuhr auf, ließ die Hände vom Gesicht sinken; der ganze Gram langer Jahre und die ganze Hoffnungslosigkeit lag in ihrem Ton: „Verführt ist er, verirrt, — verloren, verloren!“

Frida weinte laut heraus: „Ach, sagen Sie das nicht! Er findet sich wieder an, er findet sich jenseit wieder an! Wenn ich nur —“ sie stockte und zog die Stirn zusammen im Nachdenken — „sicher wüßte!“

„Helfen Sie mir! Ach, können Sie mir nicht helfen?“

Frau Lämke schlug bei diesem „Helfen Sie mir“ der armen Frau die Hände zusammen und zitterte vor Erregtheit: wenn eine das an ihrem Kinde erleben muß, an einem Kinde, das sie mit Schmerzen geboren hat! Allen Respekt außer acht lassend, wankte sie auf Käte zu und faßte deren kalte, schlaff herunterhängende Hand: „Notte doch, es tut mir so leid, so schrecklich leid! Aber trösten Sie sich man! Wissen Sie, 'ne Mutter hat doch so 'ne Kraft, so was ganz Besonderes, 'n Kind verjst ihr doch nie ganz!“ Und sie lächelte in einer gewissen Sicherheit.

„Er ist ja nicht mein Sohn — mein eigener Sohn nicht — ich bin ja gar nicht seine wirkliche Mutter!“ Was Käte noch nie eingestanden hatte, jetzt gestand sie es ein. Die Angst preßte ihr's heraus und die Hoffnung, daß diese Frau hier sagen würde: „Auch solch eine Mutter wird nicht vergessen, sicher nicht!“

Aber Frau Lämke sagte das nicht. Zweifelnd sah sie drein und schüttelte den Kopf: daran hatte sie eben für einen Augenblick gar nicht gedacht, daß die ja Wolfgang's richtige Mutter gar nicht war!

Trübes Schweigen war im Raum. Nur ein zitterndes Atmen war vernnehmbar, bis endlich Frida, mit ihrer hellen Stimme die lähmende Stille durchbrechend, fragte: „Sind Sie denn heute auch schon bei der Wirtin gewesen? Nee?“ Käte hatte stumm verneint. „Na, denn, jnädige Frau — gestern waren's zwei Tage, sagen Sie? — denn kann er aber doch heute wieder gekommen sein! Man muß doch mal nachfragen! Soll ich mal rasch hinjehn?“

Und schon war sie an der Tür, hörte gar nicht, daß die Mutter ihr nachrief: „Frida, Frida, doch man erst 'n Happen essen, Du hast ja noch gar nich Mittag jeessen!“ sondern lief die Kellertreppen hinan in gutmütiger Gast und mitleidsvoller Teilnahme.

Käte lief hinter ihr drein. —

Aber sie erhielten in der Friedrichstraße keine andere Auskunft. Die Zimmer waren zwar geheizt, Staub gewischt, sogar der Frühstückstisch gedeckt, als sollte der junge Herr jeden Augenblick eintreten — die Wirtin erhoffte ein besonderes Lob ihrer Fürsorge —, aber der junge Herr war wieder nicht erschienen.

Käte Schlieben lag krank. Der Sanitätsrat zuckte die Achseln: da war nicht viel zu machen: es war eine vollständige Apathie. Wenn nur etwas käme und sie aufrüttelte, etwas,

für das es ihr belohnen würde, sich aufzuraffen, dann würde es schon wieder werden! Vorderhand berordnete er Kräftigungsmittel — der Puls war ja so schlecht — alle Stunden einen Teelöffel Puro, Fleischgelee, Eier, Milch, Nustern und dergleichen.

Am Bett seiner Frau saß Schlieben, er war eben aus der Stadt nach Hause gekommen. Nun saß er da, den Kopf gesenkt, die Stirn in Falten gezogen.

„Noch immer nichts von ihm — was sagte die Frau — gar nichts von ihm?“ hatte Käte eben mit verlöschender Stimme geflüstert.

Er sagte nur: „Wir werden uns nun doch an die Polizei wenden müssen!“

„Nein, nein, nicht an die Polizei! Ihn suchen lassen, wie einen Verbrecher? Du bist schrecklich, Paul! Schweig doch, Paul!“ Ihre anfänglich so schwache Stimme war fast schreiend geworden.

Er zuckte die Achseln: „Es wird uns nichts übrig bleiben,“ und blickte bekümmert sie an und dann stumm vor sich nieder.

Ihm war, als könne er sein Unglück nicht übersehen, als sei das ganz unüberblickbar. Acht Tage waren es nun her, daß Wolfgang fort war — schrecklich, schrecklich, was dieser Mensch ihnen für Sorgen machte! Aber größere Sorgen machte ihm seine Frau. Wie sollte das enden? Diese gesteigerte Nervosität war gefährlich; und dabei auch dieser Kräfteverfall! Käte war nie eine Riesin gewesen, aber nun wurde sie so dünn, so mager; in den acht Tagen war ihre Hand, die da so matt auf der Dede lag, geradezu durchsichtig geworden. Ach, und ihr Haar so grau!

Mit traurigen Blicken suchte der Ehemann im Gesicht seiner Frau die einstige Schönheit: zu viel Falten, zu viel eingegrabene Linien, Furchen, die der Pflug des Grams gezogen hatte! Er mußte weinen; das kam ihm doch zu hart an, sie so zu sehen. Den Kopf von ihr abwendend, beschattete er die Augen mit der Hand.

So saß er stumm und rührte sich nicht, und sie rührte sich auch nicht, lag, als ob sie schlief.

Da klopfte es. Erschrocken sah Schlieben nach der Kranken hin: war sie nun gestört worden? Aber sie hob die Lider nicht.

Auf den Behen ging er zur Tür und öffnete. Friedrich brachte die Post, allerhand Briefe und Zeitungen. Nur aus Wohnheim griff Schlieben danach, es interessierte ihn jetzt alles so wenig. Die ersten paar Tage nach Wolfgang's Verschwinden hatte Käte immer gezittert, es möchte etwas von ihm in der Zeitung stehen, die schrecklichsten Befürchtungen hatten sie gequält; jetzt fragte sie nicht mehr. Aber nun zitterte der Mann tief im Innern, obgleich er sich selber hart zu machen strebte: was würde man noch erleben müssen? Keine Zeitung faßte er an, ohne eine gewisse Scheu.

„Mittlere doch nicht so unerträglich,“ sagte die schwache Frau gereizt. Da erhob er sich, um aus dem Zimmer zu schleichen — es war besser, er ging, sie mochte seine Nähe nicht! Doch sein Blick fiel auf einen der Briefe. Was war denn das für eine unausgeschriebene, noch schulmäßige Handschrift? Wohl ein Bettelbrief? Er war an seine Frau gerichtet, aber sie machte ja jetzt keine Briefe auf; dazu drängte es ihn förmlich, diesen, gerade diesen Brief zu öffnen. Es war nicht Neugier, ihm war, als müsse er es tun.

Er öffnete den Brief, rascher, als es sonst seine Art war. Das hatte eine Frau geschrieben, ein Mädchen sicherlich — es waren ganz unausgeprägte, finzlige Buchstaben. Und das Bestreben war auffällig, die Handschrift zu verstecken.

„Wenn Sie was über Ihren Sohn erfahren wollen, müssen Sie Buttamerstraße gehn, 140, und aufpassen, drei Treppen hoch im Hof, Seitenflügel links, wo Knappe an der Klingel steht. Da wohnt sie!“

Eine Namensunterschrift war nicht vorhanden, nur: „Eine gute Freundin“ — stand darunter.

Schlieben hatte das Gefühl, als brenne ihm das Papier die Finger — geringes Papier, aber zartrosa und nach parfümierter billiger Seife riechend — ein anonymes Brief, pfui! Was sollte ihnen der Biß? Schon wollte er ihn zusammenknittern, da rief Kätes Stimme vom Bett her: „Was hast Du da, Paul? Einen Brief? Beig mal her!“

Und als er sich ihr nur langsam, zögernd näherte, richtete sie sich auf und riß ihm den Brief aus der Hand. Sie las und schrie laut auf: „Den hat die Lämke geschrieben! Ich bin sicher, er ist von ihr. Sie wollte ihn ja suchen — und ihr Bruder, ihr Bräutigam — sie werden ihn gefunden haben! Puttkamerstraße — wo ist die? 140, da müssen wir hin! Gleich, sofort! Klinge dem Mädchen! Meine Schuhe, meine Sachen — ach, ich kann ja gar nichts finden! So klinge doch! Sie soll mit frisieren — ach, laß nur, ich kann ja schon alles allein!“

Sie war aus dem Bett gesprungen in zitternder Hast; nun saß sie schon vor dem Toilettentisch und kämmt selber ihr langes Haar. Es war verwirrt vom Bettliegen, aber sie riß den Kamm hindurch mit unbarmherziger Eile.

„Daß wir nicht zu spät kommen! Wir müssen uns beeilen. Da ist er sicher, da ist er ganz sicher! Was steht Du noch und siehst mich so an? Mach Dich doch fertig! Ich bin gleich fertig, wir können gleich gehen. Paul, lieber Paul, wir werden ihn da gewiß finden — o Gott!“ Sie faßte um sich, von einem Schwindel der Schwäche ergriffen, aber ihr Wille überwand die Schwäche. Nun stand sie ganz fest auf den Füßen.

Niemand würde es glauben, daß sie eben noch wie eine ganz Hülfslose dagelegen hatte! Schlieben wagte es nicht, ihr zu widerstreben: was sollte auch noch Schlimmeres kommen? Schlimmer, wie es jetzt gewesen war, konnte es nicht mehr werden, und wenigstens konnte sie ihm dann nicht mehr vorwerfen, er hätte den Snügen nicht lieb gehabt!

Als sie nach kaum einer halben Stunde den Wagen bestiegen, den Friedrich herbeitelephoniert hatte, war sie weniger blaß und sah weniger alt aus als er.

17.

Wenn Frida Lämke jetzt Wolfgang Schlieben begegnete, schlug sie die Augen nieder, und er tat, als sähe er sie nicht. Er war böse auf sie: verdammt kleine Krabbe, die ihn ver-raten hatte! Nur sie, sie allein konnte die Eltern auf seine Spur geführt haben! Wie hätten die sonst eine Ahnung gehabt? Er hätte sich prügeln mögen, daß er dieser Scllange einmal Andeutungen über seine Bekanntschaft in der Puttkamerstraße gemacht hatte. Die Frida mit ihrer Freundschaft, die sollte ihm noch einmal von Freundschaft reden! Pah, Weiber überhaupt, die waren alle nichts wert!

Eine grimmige Weiberverachtung hatte den jungen Menschen gepackt. Er hätte ihnen allen am liebsten ins Gesicht gespien — alles feile Kreaturen —, er kannte sie jetzt, zur Genüge, ja bis zum Eckel!

Der noch nicht Neunzehnjährige fühlte sich müde und alt; seltsam müde. Wenn Wolfgang an die letztvergangene Zeit zurückdachte, kam sie ihm vor wie ein Traum; jetzt, da die Zimmer in der Friedrichstraße aufgegeben waren und er wieder bei den Eltern wohnte, jetzt sogar wie ein böser Traum. Und wenn er dann Frida Lämke begegnete — das ließ sich nicht vermeiden, nun er regelmäßig herein- und herausfuhr zu den Bureaustunden —, gab es ihm jedesmal einen Stich durchs Herz. Er grüßte sie nicht einmal, selbst dazu konnte er sich nicht überwinden.

Wenn er doch nur den Druck abschütteln könnte, den er auf sich fühlte! Sie taten ihm doch nichts — nein, sie waren sogar sehr gut —, aber er hatte doch immer das Gefühl, nur gelitten zu sein. Das reizte ihn und machte ihn zugleich traurig. Vorwürfe hatten sie ihm nicht gemacht, würden sie ihm wohl auch nicht machen, aber der Vater war stets ernst, zurückhaltend, und der Mutter Blick hatte geradezu etwas Quälendes. Ein krankhaftes Mißtrauen erfüllte ihn: warum sagten sie ihm nicht lieber, daß sie ihn verachteten?

In Nächten, in denen Wolfgang nicht schlafen konnte, plagte ihn etwas, das fast Neue war. Dann klopfte sein Herz heftig, flatterte förmlich, er mußte sich im Bett aufsetzen — das Liegen konnte er nicht ertragen — und nach Atem ringen. Mit ängstlich aufgerissenen Augen stierte er dann ins Dunkel: ach, was war das für ein scheußlicher Zustand! Am Morgen, wenn der Anfall vorüber war — dieser „moralische Kater“, wie er ihn spöttlich benannte — ärgerte er sich über seine Sentimentalität. Was hatte er denn Schlimmes getan? Nichts anderes, als was hundert andere junge Leute auch tun, nur daß die nicht so dumm waren wie er! Diese Frida, diese verwünschte Klatscherin! Er hätte sie erwürgen können.

Nach den schlechten Nächten war Wolfgang dann noch unliebenswürdiger, noch wortfarger, noch verdrossener, noch in sich verschlossener. Und noch elender sah er aus,

„Er ist reduziert!“ sagte sich Schlieben. Er sagte es nicht zu seiner Frau — wozu die noch mehr aufregen? — denn daß sie sich beunruhigte, das zeigte ihm die Art, wie sie Wolfgang umsorgte. Nicht mit Worten, nicht mit Liebesungen, die Zeiten waren vorbei; aber eine besondere Sorgfalt legte sie auf seine Ernährung, er wurde förmlich gepöppelt. Ein Mensch in seinen Jahren müßte doch ganz anders bei Kräften sein! Der Rücken schien nicht mehr so breit, die Brust nicht mehr so gewölbt, die schwarzen Augen lagen dunkel umrandet in ihren Höhlen. Die Haltung war schlecht, die Stimmung noch schlechter. Die Stimmung, ja die Stimmung! Die war die Wurzel alles Uebels, aber da konnte keine Pflge helfen und auch kein Medikament. Der junge Mensch war eben unzufrieden mit sich, war's ein Wunder? Er schämte sich!

Und vor Schliebens Augen stand die Situation grausam deutlich, in der er ihn gefunden hatte.

Er hatte Käte unten warten lassen — sie hatte zwar durchaus mit hinaufgewollt, aber er hatte darauf bestanden, sie mußte unten auf dem Hof, auf diesem engen, dunklen Hof, der nach Moder und Müllstaub roch, stehen bleiben — er war allein hinaufgegangen. Drei Treppen. Sie waren ihm unendlich steil vorgekommen, noch nie hatte ihm Treppensteigen die Knie so angestrengt. Da stand „Knappe“. Er hatte an die Klingel gerührt — hei, wie fuhr er zusammen, als sie so schrillte. Was wollte er denn eigentlich hier? Auf einem anonymen Brief hin drang er zu fremden Leuten ein, in eine fremde Wohnung, er, Paul Schlieben? Das Blut stieg ihm zu Kopf — da hatte schon die Person geöffnet, in einem hellblauen Schlafrock, gar nicht mehr jung, aber üppig, mit gutmütigen Augen. Und er hatte einen eleganten Ueberzieher und einen feinen Filzhut im Entree hängen sehen beim Schein des erbärmlichen Küchenlämpchens, das den selbst am Mittag stockdunklen Flur erhellte, und erkannte in ihnen Wolfgang's Sachen. Also wirklich, er war hier? Hier? Der anonyme Brief log also doch nicht?

Was er dann getan hatte, wußte er selber nicht mehr genau; er wußte nur, er war Geld losgeworden. Und dann hatte er den jungen Menschen beim Arm die Treppe hinuntergeführt, das heißt mehr geschleppt als geführt. In halber Höhe schon war ihnen Käte entgegengekommen, es hatte ihr da unten zu lange gedauert, Kinder mit offenen Mäulern hatten sich um sie versammelt, und aus den Fenstern hatten Weiber auf sie herabgespäht. Sie war fast verzweifelt: warum blieb Paul denn so entsetzlich lange? Sie hatte keine Ahnung, daß er den Sohn erst aus einem bleiernen Schlaf in einem unordentlichen Bett erwecken mußte. Das durfte sie auch nie, nie erfahren!

Nun hatten sie ihn wieder zu Hause, aber war's eine Freude? Darauf mußte Schlieben sich, und wäre er noch so versöhnlich gestimmt gewesen, noch so vergebungsbereit, mit einem schroffen „Nein“ antworten. Hier erblühte ihnen keine Freude mehr. Vielleicht, daß sie später, ganz später, noch einmal welche an ihm erlebten. Zuerst war es das Beste, daß der junge Mensch zum Militär kam!

Zum ersten April sollte Wolfgang eintreten, darauf setzte Schlieben die letzte Hoffnung.

Wolfgang hatte immer gewünscht, bei den Rathenower Husaren zu dienen, aber nach den letzten Erfahrungen hielt Schlieben es für angemessener, ihn ganz solide bei der Infanterie eintreten zu lassen.

Früher würde der Sohn heftigen Widerspruch erhoben haben — Kavallerie mußte es sein, auf jeden Fall — jetzt fiel ihm das gar nicht mehr ein. Wenn denn gedient sein mußte, war es ganz gleichgültig wo; er war todmüde. Er hatte nur den Wunsch, sich einmal ganz ausschlafen zu können. Kullrich war tot — gegen Weihnachten hatte der trauernde Vater ihm aus Görbersdorf die Anzeige geschickt — und er? Er hatte zu viele Nächte verbummelt. —

Es war ein Schlag für Schlieben, daß Wolfgang nicht zum Militär genommen wurde, „Untauglich“ — ein hartes Wort — und warum untauglich?

„Schwerer Herzfehler —“ die Eltern lasen's mit Augen, die falsch zu lesen glaubten und es doch richtig lasen.

Wolfgang war sehr abgespammt von der Untersuchung nach Hause gekommen, aber er zeigte sich nun weiter nicht aufgeregt über seine Untauglichkeit.

Der Sanitätsrat zwar, nachdem auch er ihn untersucht hatte, versuchte alles so tröstlich als möglich hinzustellen: „Herzfehler, lieber Gott, Herzfehler! Es gibt ja gar keinen Menschen, der ein ganz normales Herz hat! Wenn Sie sich

ein bißchen danach halten, Wolfgang, und solide leben, können Sie steinalt dabei werden!"

Der junge Mensch sagte kein Wort hierauf.

Schließens überschütteten ihren Arzt mit Vorwürfen: warum hatte er ihnen das nicht längst gesagt? Er mußte das doch wissen! Warum hatte er sie so im Unklaren gelassen?

Hofmann verteidigte sich: hatte er denn nicht immer und immer wieder zur Vorsicht gemahnt? Seit dem Scharlach damals hatte er für des Jungen Herz gefürchtet und das auch nicht verhehlt. Aber freilich, daß sich die Sache so schnell verschlimmern würde, hatte auch er nicht gedacht. Der Junge hatte eben zu sehr drauf los gelebt!

„Schwerer Herzfehler“ — das war wie ein Todesurteil. Wolfgang streckte die Waffen. Auf einmal fühlte er nicht mehr die Kraft in sich, gegen diese nächtlichen Anfälle anzukämpfen. Was er früher, ehe er das wußte, ganz für sich allein in seinem Bett, selbst ohne Licht anzuzünden, abgemacht hatte, das trieb ihn jetzt auf die Füße. Es trieb ihn ans Fenster — er riß es auf — trieb ihn in der Stube umher, bis er endlich, völlig ermattet, im Lehnstuhl Ruhe fand. Das trieb ihn sogar, bei den Eltern anzuklopfen: „Schlaft Ihr? Ich habe solche Angst! Wacht doch mit mir!"

(Fortsetzung folgt.)

## Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Dr. C. Thesing.

Es gibt wohl kaum ein zweites Gebiet aus der gesamten Tierkunde, das nicht nur für jeden Naturfreund, sondern namentlich auch für den Zoologen von fast so reichem Interesse, Abwechslung und immer neue Ueberraschungen bietet, als das Studium des Lebens und der Gewohnheiten der sozial lebenden Insekten und ganz besonders der Ameisen. Andererseits gibt es aber auch wohl kaum ein zweites Thema, über welches so viele ungenaue, oberflächliche Berichte verbreitet werden, über das so viel gefaselt wird, als gerade hierüber und namentlich über die geistigen Fähigkeiten der Ameisen. Während die einen diese klugen Tierchen mit der höchsten menschlichen Intelligenz ausstatten möchten und alle ihre Handlungen und Taten auf menschliche Beweggründe zurückführen, in den Ameisen also gewissermaßen Miniaturmenschen erblicken, sehen die Forscher des anderen Lagers in den Ameisen nur urteilslose Reflexmaschinen oder sprechen ihnen doch wenigstens jedes logische Denken, jedes Schlußvermögen ab und lassen alle Handlungen lediglich von einem hochentwickelten Instinkt geleitet sein.

Im Grunde genommen ist dieser Streit ein recht müßiger. Es ist ebenso oberflächlich, ohne weiteres die Ameisen in ihren Verstandesäußerungen den Menschen gleich zu stellen, wie ihnen u = bedingt jede Möglichkeit einer vernünftigen, das heißt logischen Ueberlegung abzusprechen. Selbst von der Vernunft meiner Mitmenschen habe ich keine unmittelbare Kenntnis, sondern schließe auf sie nur mittels eines Ähnlichkeitschlusses. Und es braucht eigentlich keiner sehr großen Ueberlegung, um einzusehen, daß jeder solcher Analogieschlüsse desto unsicherer und weniger zuverlässig werden muß, je ähnlicher das betreffende Wesen mir ist. Bei einem tiefstehenden Neger, dessen Sprache ich nicht kenne, dessen Kultur primitiv ist und sich himmelweit von meiner unterscheidet, dessen „Gul“ für mich „Wöse“ ist u. s. f., wird es schon längerer Bekanntschaft und genauer Beobachtung bedürfen, um in ihm ein mir in Hinsicht der Vernunft gleichartiges Wesen zu erkennen. Da ist es klar, daß bei einem Tiere und vollends bei Tieren, die dem Menschen in ihrer gesamten Organisation so ferne stehen, wie die Insekten, jedes derartige Urteil in der Luft schwebt.

Wenn man ehrlich und kritisch sein will, muß man bedingungslos zugeben, daß wir bisher nicht in der Lage sind, über die Art der Geistestätigkeit der Ameisen etwas Sicheres festzustellen. Es gibt bisher vielleicht keine Beobachtung, welche uns mit Notwendigkeit zwingt, eine vernünftige Ueberlegung der Tiere anzunehmen, viele Tatsachen jedoch lassen sich nur äußerst gezwungen auf Instinkt, oder welches Wort man sonst dafür setzen will, erklären.

Gerade in den letzten Jahren ist die Ameisenforschung wieder besonders rege gewesen und hat viele neue überraschende Erscheinungen zutage gefördert, aber eine eintwandsfreie Antwort auf die höchste Frage nach den geistigen Fähigkeiten hat sie dennoch nicht zu geben vermocht.

Ein sehr interessantes Experiment wurde von dem ausgezeichneten Ameisenforscher, dem bekannten Jesuitenpater Wasmann, mit *Formica sanguinea* angestellt. In ein Nest dieser Ameise wurde eine große mit Wasser gefüllte Uhrschale gesetzt, in deren Mitte sich eine kleine Insel befand, auf welcher die Puppen der Tiere untergebracht waren. Was werden nun die Ameisen wohl anfangen? Ein jeder weiß wohl, wie gerade die Ameisen an ihrer Brut hängen und über sie wachen. Wird ein Ameisenest von einem Feinde angegriffen, so ist die erste Sorge, die Eier, Larven und Puppen in Sicherheit zu bringen. Erst wenn das geschehen ist, denken die Tiere

an die eigene Rettung. Was werden die Ameisen also in diesem außergewöhnlichen Falle tun, um zu ihren Puppen zu gelangen?

Mit Erstaunen sah Wasmann, wie die Ameisen nach kurzem böigem Sand herbeizuschleppen begannen und ihn in das Uhrschälchen hereinwarfen. Rastlos waren sie tätig, und nicht lange, so hatten sie einen vollständigen Damm durch das Wasser bis zu der Insel gebaut und holten sich ihre Nachkommen herüber! Wer wollte hiernach wohl noch an der Vernunft und der Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen, bei den Ameisen zweifeln!

Jetzt kommt aber der Kontrollversuch. Das zweite Mal stellte der Forscher den Tieren ein Uhrschälchen hinein, das weder eine Insel noch Ameisenpuppen enthielt, sondern nur mit Wasser angefüllt war. Trotzdem war das Verhalten genau das Gleiche, auch in diesem Falle, obgleich es gar keinen ersichtlichen Zweck hatte, bauten die Ameisen einen Damm durch das Wasser. Also war es doch keine Vernunft, welche die Tiere zum Brückenbau trieb, sondern blinder Instinkt. Ein Instinkt, den Wasmann auf den allgemeinen Reinlichkeitstrieb der Ameisen zurückführen zu können glaubt, und der sich auch im gewöhnlichen Leben der Tiere regelmäßig offenbart.

So oft die Ameisen nämlich in ihrem Nest, auf ihren Straßen oder in deren nächster Umgebung auf verunreinigte oder feuchte Stellen treffen, so haben sie nichts eiligeres zu tun, als Sand herbeizuschleppen und ihn darüber auszustreuen. Der gleiche Trieb ergriß sie auch beim Anblick der mit Wasser gefüllten Uhrschälchen. Nicht die Ueberlegung, wenn ich hier Sand hineinschütte, entsteht ein fester Weg, auf welchem ich zu meinen Jungen vordringen und sie herbeizuschleppen kann, bewirkte ihr Tun, sondern nur das instinktive Bestreben, einen Schmutzleck zuzudecken, hatte diese unbeabsichtigte Nebenwirkung. Gewiß, man kann es so erklären, aber man braucht es nicht. Wenngleich die Ameisen auch das zweite Mal, als es scheinbar keinen vernünftigen Zweck hatte, einen Damm bauten, so kann es deshalb das erste Mal dennoch mit voller zielbewußter Ueberlegung geschehen sein. Außerdem kann ich ja gar nicht feststellen, welche mir unbekanntem Gründe die Tiere im letzten Fall zum Dammbau antrieben. Das einzige, wozu mich der Kontrollversuch berechtigt, ist nur, daß ich nicht mehr mit Notwendigkeit gezwungen bin, im Fall Nr. 1 eine vernünftige Ueberlegung annehmen zu müssen, sondern ihn auch eventuell anders deuten kann.

Es lag mir nur daran, an diesem einen, scheinbar ganz einwandfreien Beispiele zu zeigen, wie vorsichtig man mit einem apodiktischen Urteil sein muß, und wie viele verborgene Fehlerquellen möglich sind. Zum Schluß möchte ich jetzt nur noch — ohne kritische Erörterungen — einige interessante Begebenheiten aus dem Ameisenleben mitteilen.

Eine Erscheinung, die man ebenfalls auf den allgemeinen Reinlichkeitstrieb der Ameisen zurückführen kann, sind die vielbesprochenen Begräbnisse bei manchen Ameisenarten. Viele Ameisen haben nämlich die merkwürdige Gewohnheit, ihre Toten nach bestimmten Plätzen, den „Friedhöfen“ zu tragen und sie hier regelrecht zu begraben. Man sucht sich jetzt diese Gewohnheit damit zu erklären, daß die Tiere ihre Verstorbenen auch nur als Schmutz einschätzen und bestrebt sind, sie wie jeden anderen Unrat aus der Nähe ihres Nestes fortzuschleppen. Da nun bei den Ameisen der Nachahmungstrieb sehr stark entwickelt ist, so ergibt es sich von selbst, daß eine der anderen folgt und ihre Würde, sei es nun irgend ein Abfall oder ein toter Kamerad, an der gleichen Stelle abläßt wie die erste. Auf diese einfache Weise entstehen die mysteriösen Friedhöfe. Alle Nachrichten von Beobachtern, daß die Tiere die Leichen wohlgeordnet reihenweise niederlegen, haben sich bei Nachprüfungen als irrtümlich herausgestellt.

Ueberraschend ist es, wie vernünftig, um dieses gefährliche Wort zu gebrauchen, sich die Ameisen häufig in unerwarteten Situationen, bei plötzlich hereinbrechenden Gefahren zu benehmen wissen. Ein schlagendes Beispiel hierfür berichtet Savage von der westafrikanischen Treiberameise gelegentlich einer Ueberschwemmung. Sowie die Flut hereinbrach, schlossen sich sofort alle Arbeiter eng zusammen, packten sich gegenseitig mit Beinen und Mund und bildeten so eine große, lebendige Hohlkugel, die leicht von dem Wasser getragen wurde. Im Innern dieser Kugel, in welche kein Tropfen Feuchtigkeit zu dringen vermochte, waren vorher sämtliche Eier, Larven und Puppen untergebracht worden. Eine solche Beobachtung wurde von v. Thering bei einer *Solenopsis* art angestellt, doch waren hier auch noch die geflügelten Männchen und Weibchen im Innern der Hohlkugel in Sicherheit gebracht.

Zuletzt sei endlich noch eines der am menschlichsten erscheinenden Züge des Ameisenlebens gedacht, ich meine der Pflege kranker oder verwundeter Genossen. Derartige Fälle sind von mehreren der zuverlässigsten Forscher, Forel, Wasmann, Lubbock und anderen, beschrieben worden, daß man an ihrer Wahrheit nicht wohl zweifeln kann. Während man häufig bemerkt, wie Ameisen an zertretenen Stammesangehörigen, die noch Leben zeigen, teilnahmslos vorbeirennen oder sie sogar in weitem Vogen umgehen, findet man andererseits Beispiele, daß verwundete Kameraden von einer oder mehreren Gesunden vorsichtig gepackt, in das Nest geschleppt und hier sorgfältig gepflegt werden.

Wenn beispielsweise zwischen zwei Stämmen ein Kampf stattgefunden hat, so liegen meist auf der Wahlstatt zahlreiche Verwundete, welche infolge von Bisswunden mit der giftigen Ameisensäure gelähmt, nicht fähig sind, sich von der Stelle zu rücken und

ohne Hilfe einem schnellen Tode entgegengehen würden. Hier greift nun oft die werktätige Hilfe der Nestgenossen ein. Unermüdet sieht man diese um die Erkrankten bemüht. Sorgfältig wird jeder einzelne Körpertheil durch Belegen von den ähenden Stoffen befreit. Auf den Rücken, den Bauch, die Seiten wird die Verletzte geföhrt, und immer von neuem mit dem Belegen begonnen, bis auch die genaueste Untersuchung keine Spur von Ameisensäure mehr feststellen läßt. Gewöhnlich sieht man diese sorgfältigen Bemühungen mit Erfolg gekrönt, und bereits nach wenigen Tagen ist die Verwundete wieder völlig hergestellt. Andere Ameisen dagegen, die in der gleichen Weise mit Säure bespritzt waren, die man jedoch der Pflege ihrer Angehörigen entzog, gingen regelmäßig an den Verletzungen zugrunde. —

## Kleines feuilleton.

w. Wirkung der Musik auf wilde Tiere. Frank Collins Vater hat im Zoologischen Garten im Lincoln Park eine Reihe von musikalischen Versuchen angestellt, die in psychologischer Hinsicht nicht ohne Interesse sind. Er begann jedesmal 6 Uhr abends, zwei Stunden nach der Fütterung; als Musikinstrument diente die Geige. Als er vor dem Puma spielen ließ, lag dieser halb schlafend in seinem Käfig. Beim ersten Ton der Violine fuhr er auf, konnte aber nicht gleich herausbekommen, woher die Töne kamen — der Spieler stand etwas entfernt vom Käfig und so, daß ihn das Tier nicht sehen konnte. Als die Töne näher kamen, bekundete es deutlich Aufmerksamkeit, indem es sich lang hinstreckte, den Kopf auf die Pfoten legte und den Spieler unterwandt ansah. Inzwischen wurde die Melodie mehrfach gewechselt. Als nach einigen langsamem und getragenen Weisen der Spieler plötzlich zu einer feurigen Tanzweise überging, bewegte der Panther nervös seinen Schwanz und spitzte die Ohren. Vater glaubt daraus schließen zu dürfen, daß solche Musik dem Ohre des Tieres unangenehm ist. Als er nach einigen Tänzen wieder zu sanfteren Melodien zurückkehrte, legte sich das Tier in seiner alten Stellung nieder. Der Jaguar benahm sich der Musik gegenüber ganz anders als der Panther. Sobald die ersten Töne erklangen, gebärdete er sich sehr nervös, sprang von einem Sims des Käfigs auf den Boden und dann in eine Ecke, und so fort. Sanfte Musik schien ihn etwas zu beruhigen. Als der Spieler den Käfig des Jaguars verlassen wollte und zu geigen aufhörte, streckte dieser seine Pranken nach ihm durch das Gitter aus. Ob damit beabsichtigt war, den Spieler zurückzurufen, oder ob er so tat, um ihn zu greifen will Vater nicht entscheiden. Doch bemerkte er, daß der Jaguar, als er die Pranke ausstreckte, die Krallen eingezogen behielt. Die Leoparden schenken dem Spiel nicht die geringste Beachtung. Eine Löwin mit drei Jungen lauschte, als die Musik begann, während die Jungen weiter mit ihr spielten. Als aber der Geiger näher an den Käfig herantrat, liefen sie eiligst hinter ihre Mutter, und diese begrüßte den Spieler mit leisem Drummen. Beim Spiele lebhafter Tänze richteten sich die Jungen auf den Hinterbeinen empor und guckten hinter ihrer Mutter hervor. Die Musik erregte augenscheinlich ihre höchste Neugierde. Von den bengalischen Tigern zeigte sich das Männchen so gut wie unempfindlich gegenüber den musikalischen Tönen, das Weibchen dagegen sprang sofort auf einen Sims und streckte Pranken und Nase durch das Gitter, soweit sie konnte. Die Hyäne, die größten Feiglinge von allen Säugetieren, zogen sich schon nach den ersten Tönen in den hintersten Winkel ihres Käfigs zurück und drückten sich ängstlich an die Wand. Eine feurige Tanzweise erschreckte sie dergestalt, daß sie am ganzen Leibe zitterten. Aber sonderbarerweise weder sie, noch alle übrigen Tiere — mit Ausnahme der Löwin, die leise knurrte — gaben bei dem Geigenpiel den geringsten Laut von sich. Das ist um so auffälliger, als bekanntlich Hunde bei Musik aufheulen. Im allgemeinen schienen die Weibchen mehr und leichter durch Musik beeinflusst zu werden als die Männchen, und Nachttiere wieder mehr als die Tagtiere. —

ge. Vom Wollshumar. „Drei K sind die schlechtesten“, sagten schon die alten Griechen und meinten damit die lügenhaften Kreter (beachte heute noch Krethi und Kletzi, d. i. Kreter und Philister!), die seeräuberischen Kiliker und die treulosen und feilen Kappa-dozier (bezw. Karier). Mit je einem Buchstaben bezeichneten sie also ein Volk. Aehnlich bezeichneten WWW, also drei W, das dreifache Weh, das unter dem ersten Könige von Preußen die Minister v. Bartenberg, v. Wartensleben und v. Wittgenstein über das Land brachten. Häufig legt das Volk solche Einzelbuchstabenfürgungen scherzhaft oder ironisch aus. So fragt einer: „Was bedeutet denn a. u. s. (aotum ut supra) am Fuße des Protokolls?“ Und der andere erwidert: „Nur die Buchstaben zusammen!“ „Ach, jetzt hab' ich's: aus ist es!“ Auch um Lebenserfahrungen besser einzuprägen hat der Volksgeist sie in die Anfangsbuchstaben von Wörtern zusammengeschlossen. So heißt es z. B.: Ein richtiger Mann braucht drei G: Gesundheit, Geist, Geld, und von einer guten Hausfrau müssen fünf K wohl versorgt werden: Kinder, Küche, Keller, Kammer, Kleider. Zu allerlei mutwilligen und bisweilen nicht unwitzigen Deutungen haben namentlich auch die Inschriften auf den Eisenbahnwagen Anlaß gegeben. So sagen nämlich die Leute der Mährisch-Schlesischen Central-Bahn

(M. S. C. B.) nach: „mir san curios bemogelt“. Das O. T. E. der früheren Tarnowitzer Eisenbahn wurde gedeutet als: D traurige Eisenbahn! Die unzufriedenen Beamten der Rechten Ober-Ost-Eisenbahn (R. O. U. E.) aber deuten die Inschrift: „Reich oben, unten elend“. Die Großherzoglich Oldenburgische Eisenbahn fährt so „ganz ohne Eile“, die Böhmisches West-Bahn (B. W. B.) „bietet wenig Bequemlichkeit“. Die österreichische Kronprinz Rudolf-Bahn (K. R. B.) ist „keine rentable Bahn“, die Osterreichisch-Wasserlebens-O. W.) gar eine „Dwehbahn“. Am ungemütlichsten sieht es auch in diesem Betracht im Schwabenlande aus, wo das Frauengeschlecht immer wieder, ganz besonders von der königlich Württembergischen Staatseisenbahn mit den lieblichen Worten zur Fahrt eingeladen wird: „Komm, Weibke, steig' ein!“ (K. W. St. E.) —

## Medizinisches.

hr. Den Kindern kein Apfelwein! Vielfach wird der Apfelwein als ein durchaus harmloses Getränk betrachtet, das man als Ersatz von Bier und Branntwein gebrauchen dürfe, wenn man sich diese Getränke abgewöhnen wolle. Wie bedenklich diese Annahme ist, ergibt sich daraus, daß der Apfelwein 4—7 Proz. Alkohol enthält, also durchschnittlich mehr wie das Bier. Deshalb wirkt auch der gewohnheitsmäßige Genuß von Apfelwein im Kindesalter nicht minder schädlich wie derjenige von Bier und Wein. Er wirkt nachteilig auf das Gehirn und die Leber des Kindes. Es ist eine bestrebende Tatsache, daß gerade in den letzten Jahren bei Kindern immer häufiger Erkrankungen der Leber infolge Alkoholgenußes gefunden werden. Ueber einen derartigen Fall wurde auch jüngst in der Gesellschaft der Aerzte in Wien berichtet. Ein 6 1/2-jähriges Kind erkrankte infolge gewohnheitsmäßigen Genußes von Apfelwein an Leberentzündung. Das Kind wies Leber- und Milzvergrößerung und Bauchwassersucht auf; es litt an Kurzatmigkeit, Delirien und schreckhaften Träumen. Der Vater, ein starker Trinker, wollte dem Alkohol entsagen und trank dafür Apfelwein, von welchem er auch seinem Kinde reichlich gab. Alle Kuren erwiesen sich bei dem schweren Fall als nutzlos, so daß das Kind vielleicht nur durch eine Operation gerettet werden kann. —

## Humoristisches.

— Ein Berliner Zukunftsbild. In dem ersten Jahr der neuen Wilhelms- und Lustbarkeitssteuer schwammen die Kassen der Stadt Berlin im Ueberfluß. Jeder Steuer zahlende Bürger bekam nach dem Jahresabluß noch einen Von auf zwei große Weizen mit Pomeranzen heraus. Aber die Sache änderte sich bald, da die Steuer auf die Dauer zu hoch war. Die Theater verödeten und die Teesabende der Berliner Stadtmision füllten sich immer mehr. Die Lustbarkeiten wurden unter dem Druck der Lustbarkeitssteuer immer trauriger und hörten bald ganz auf. Auf ganz Berlin lastete die Trauer, und was das schlimmste war, die städtischen Kassen waren wieder leer. Da erschien der Retter in der Not, — eine Traurigkeitsteuer wurde eingeführt, die kolossale Erträge brachte. Die Kassen füllten sich, die Stimmung der Bürgerschaft wurde deshalb immer freudiger; die Traurigkeitsteuer nahm immer mehr ab. Da endlich fand man das Richtige. Man teilte die Zukunft in Septennate ein und erhob abwechselnd in den sieben lustigen Jahren die Lustbarkeits- und in den sieben traurigen Jahren die Traurigkeitsteuer. Nun war in den städtischen Finanzen das Gleichgewicht hergestellt. („Jugend“)

## Notizen.

— Zwei umfangreiche Bruchstücke griechischer Lustspiele veröffentlicht der französische Papyrusforscher Pierre Jouquet. Sie stammen aus Papyrusfärgen, die in Gurob im Fajum gefunden worden sind und gehören ihrer Schrift nach das eine ins dritte, das andere ins zweite Jahrhundert v. Chr. Der Verfassername konnte noch nicht ermittelt werden. —

— „Waffenübung“, ein militärisches Tendenzstück von Hans Weib, das die Frage der Soldatenmißhandlungen behandelt, soll in der kommenden Spielzeit in Wien aufgeführt werden. —

— Ein finnländisches Nationalmuseum. In Helsinki wurde der Grundstein zu einem Nationalmuseum gelegt, in welchem die archäologischen, historischen und ethnographischen Sammlungen, die sich jetzt in verschiedenen kleineren Museen befinden, untergebracht werden sollen. —

g. Ein Felsen aus Glas. Dieses achte Wunder der Welt befindet sich im Staate Wyoming der Vereinigten Staaten. Der Felsen ist 800 Meter lang, 50 Meter hoch und sieht aus wie eine ungeheure Mauer aus dunklem Glas. Das Glas, aus dem dieser Felsen besteht, ist wahrcheinlich vulkanischen Ursprungs und wird von den Gelehrten „Obsidan“ genannt, seine Bildung reicht nach Berechnung der Geologen auf viele Tausende von Jahren zurück. Die Südseite des Felsens ruht auf einer Reihe von prismatischen Pfeilern, die 18 Meter hoch und 1 Meter breit sind. Diese Pfeiler sind schwarz wie Schmelz, während die Glasmasse des Felsens von dunkler Farbe und mit roten, braunen und grünen Aederchen durchsetzt ist. Der Durchmesser des Glasberges von Wyoming beträgt an einzelnen Stellen 40 Meter. Reisende erzählen, daß dieser Wunderberg, wenn die Sonnenstrahlen auf ihn fallen, von weitem wie ein Diamant von ungeheurer Größe ausieht. —